

Auf dem Wege zu einer neuen Klassik?

„Das Wesen der Dichtung“ lautet der Titel einer ziemlich umfangreichen Studie, die Hermann Hefele, Archivar am Staatsarchiv zu Stuttgart, zum Verfasser hat¹. Nach Hefeles Ansicht ging die ganze bisherige Literaturbetrachtung „entweder von dem fertigen Kunstwerk der Dichtung oder aber von der schaffenden Persönlichkeit des Dichters aus, sie schritt also im einen Fall vom Einzelnen zum Ganzen, im andern vom Ganzen zum Einzelnen, um zu einer irgendwie konstruierten Gesetzmäßigkeit des Dichterischen zu gelangen, sei es nun eine solche der abstrakten Regel oder eine solche des schöpferischen Verhaltens“ (S. 11). Vertreter der ersteren Richtung war Lessing, Vertreter der zweiten Herder, der Vater der Romantik. Demgegenüber möchte der Verfasser das dichterische Schaffen selbst zu begreifen suchen. Gegenstand der Darstellung ist also „der zeitlich so knappe und in seiner methodischen Abfolge so komplizierte Weg von der künstlerischen Konzeption bis zum fertigen Werk“ (S. 15). Mit andern Worten: „Nicht wie Dichtung möglich sei, sondern wie Dichtung geschieht, soll untersucht werden“ (S. 17). Der Weg aber, auf dem der Verfasser sein Ziel erreichen will, ist der heute so beliebte phänomenologische.

So weit das einführende Kapitel: Problem und Methode. — In den weiteren Abschnitten: Leben und Schaffen, Der Stoff, Der Inhalt, Die Form, Gehalt und Idee, sucht Hefele in breiter, etwas umständlicher Darstellung und in vielen Wiederholungen seine schwierige Aufgabe zu lösen, was ihm meines Erachtens allerdings nur unvollständig und innerhalb sehr enger Grenzen gelingt. Damit soll kein besonderer Tadel gegen die mühevollen, mit Liebe und leidenschaftlicher Hingabe an den Gegenstand geschriebene Studie ausgesprochen sein. Der dichterische Vorgang wird letzten Endes immer ein Geheimnis bleiben, das die tiefstinnigsten Theorien wohl einigermassen ahnen lassen, das sie aber niemals völlig aufzuhellen vermögen. Auch Hefele bleibt uns die letzte und am meisten begehrte Antwort, die Lösung des großen Rätsels, das die Tätigkeit des dichterischen Genius umgibt, schuldig, und wenn er in seinem Buch fast auf jeder Seite immer und immer wieder zu dem nun doch bereits arg abgegriffenen Wort „Erlebnis“ für die Erklärung des Unerklärbaren seine Zuflucht nehmen muß, so liegt schon darin das Geständnis, daß die schönsten theoretischen Untersuchungen gegenüber dem eigentlichen und tiefsten Wesen der Dichtung bisher versagten und wohl für alle Zukunft versagen werden.

Hefeles Studie gipfelt in der Ankündigung einer neuen Klassik, und die offen ausgesprochene Vorliebe für das klassische Ideal gibt seiner Arbeit ihr besonderes Gepräge. Die Gegenüberstellung von romantischer und klassischer Auffassung im Kapitel „Leben und Schaffen“ (S. 44—52) steht wie das ganze Buch noch sehr unter dem Einfluß Gundolfs, was sich sowohl in der Methode wie in der Terminologie Hefeles bemerkbar macht, doch sind die beiden Kunstrichtungen im ganzen richtig und scharf gezeichnet: „Der romantische Mensch, subjektiv gerichtet, erlebt das Kosmische als bloßes Spiegelbild innerer Werte

¹ Das Wesen der Dichtung. Von Herman Hefele. 8° (236 S.) Stuttgart 1923, Fr. Frommanns Verlag (H. Rurh). M 3.—; geb. 4.—

und Tatsachen; er bezieht das Draußen auf ein Inneres. Der klassische Mensch, objektiv gerichtet, erlebt das zutiefst Persönliche, Seele und seelisches Schicksal, nur als Gleichnis einer ewigen Gesetzmäßigkeit; er stößt von innen nach außen und gestaltet das subjektiv Erlebte zum objektiven Bild“ (S. 47 f.). Man wird Hefele auch beistimmen, wenn er S. 49 sagt: „Die romantische Anschauung neigt zu allem, was seelisch, die klassische zu allem, was körperhaft gedeutet werden kann.“ Sehr anfechtbar ist dagegen der weitere Satz: „Die eine fühlt sich einem liberal, die andere einem heidnisch verstandenen Christentum verwandt.“ Wo bleibt da noch Raum für eine unverfälscht christliche Kunst und Dichtung, die weder dem Liberalismus noch dem Heidentum verpflichtet ist? Und was hat überhaupt die liberale Weltanschauung mit der romantischen gemein, da wir doch aus der Geschichte wissen, daß sich beide in jahrelangen geistigen Waffengängen aufs bitterste bekämpften? Trotzdem fährt Hefele in der vorgefaßten Meinung einer engen Verwandtschaft zweier entgegengesetzten Strömungen weiter: „Darum klingt alles Romantische aus in der Zerrissenheit der grüblerischen liberalen Seele, das Klassische in der ruhigen Heiterkeit objektiven Seltenlassens.“ Man greift sich an den Kopf: Haben denn Novalis, Friedrich und Dorothea Schlegel, Brentano, Arnim, Görres, Zacharias Werner, Eichendorff und so viele andere Romantiker im Liberalismus geendet, „in der Zerrissenheit der grüblerischen liberalen Seele“? Und doch soll alles Romantische in dieser Dissonanz ausklingen! Hefele übersieht auch, daß der Liberalismus um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (der nebenbei bemerkt auch nicht ohne weiteres die Bezeichnung „grüblerisch“ verdient!) kein romantischer Sprößling, sondern weit eher eine Reaktion, und nicht einmal eine innerlich notwendige gegenüber der romantischen Weltanschauung war.

So wundert es uns nicht mehr, daß Hefeles Charakteristik der beiden künstlerischen Richtungen mit dem Ergebnis endet, daß „der klassische Wille“ seit dem Auftreten der Romantik Schritt um Schritt zurückgedrängt wurde, während die romantische Anschauungsweise all diese Zeit (also auch zur Zeit des kräftesten Naturalismus und des robusten wirtschaftlichen Materialismus?) immer „in voller und lebendiger Kraft“ weitergewirkt habe. „In der Denkweise des Liberalismus hat sie das 19. Jahrhundert hindurch unumschränkt geherrscht und sie hat auf dem Weg allgemeiner geistiger Einstellung das künstlerische und dichterische Schaffen dieser Zeit wenigstens in seiner Breitenwirkung durchaus nach ihrem Gesetz zu gestalten gewußt. Heute scheint sich ihre Kraft erschöpft zu haben. Sie hinterläßt ein Trümmerfeld des Ungenügens und des Unvermögens“ (S. 51). Darum kündigt der Verfasser eine große Kulturwende an und stellt folgerichtig zu seinen (falschen) Prämissen die Forderung nach einer neuen Klassik: „Die moderne Kultur, die aus der Einheit von Gotik, Reformation und Barock geworden ist und von ihrer inneren Gesetzmäßigkeit lebt, mag sich zu einer neuen Wende rüsten. Und nichts steht im Weg oder spricht auch nur dagegen, daß nicht eine neue und gesteigerte Welle klassischer Form und Bildung sich entwickle. Das Klassische Ideal, das auch in den Zeiten romantischer Hochblüte wenigstens als Gesetz individuellen Erlebens und Schaffens seine Geltung hatte, ist daran, seinen Willen zu vertiefen und seine Formkraft über alle Provinzen kulturellen Lebens auszudehnen. Auch unter

der Decke des romantischen Chaos ist genug von seiner Art lebendig geblieben, was die Möglichkeit neuer Erweckung und neuer Gestaltung sichern könnte“ (S. 51 f.).

Was Hefele zunächst als möglich und wahrscheinlich in Aussicht stellt, und wofür er in doktrinären Ausführungen die Bedingungen als gegeben nachweisen möchte, das sieht Martin Rokenbach in seiner Gedichte-Anthologie „Rückkehr nach Drplid“ schon in erreichbarer Nähe am Horizont auftauchen, und er schickt sich an, die Herbeiführung der erwarteten großen Kulturwende aktiv zu fördern¹. „Wir suchen nach Drplid, dem Lande der reinen, in sich ruhenden Gestalt“, heißt es im Vorwort (S. 17). „Wir wollen keine ‚zer-rissenen‘ Dichter mehr, die in erster Linie predigen und erst in zweiter Linie gestalten.... Kunst ist Spiel, nicht Aufruf und nicht in Szene gesetzter Zeit-artikel. Wir wollen Rückkehr zum gestalteten Schicksal.... ‚Rückkehr nach Drplid‘ ist neue Klassik: im zeitlich und irdisch begrenzten Ding wird Vollendung erstrebt, am farbigen Abglanz des Lebens erkannt. Hinter den Expressionisten aber stand verschleiert das romantische Schweifen ins Unendliche, Ungemessene, die romantische Sehnsucht nach der Ewigkeit, das ewig sehn-süchtige, drängende, monotone, weil unerfüllbare Anklopfen an das Paradies. — Zwischen Klassik und Romantik kann kein Wertunterschied gemacht werden. Beide Daseinsformen sind. — Wir Heutige aber gehen einer klassischen Zeit-strömung entgegen“ (S. 17—19).

Nicht weniger als zweiundvierzig neuere, zumeist jüngere Dichter haben in Form von Poesien oder kleinen Prosafizzen ihre Beiträge zu dem Sammel-band geliefert. Der Herausgeber bedauert im Vorwort, daß Stephan George, Rainer Maria Rilke und Franz Werfel sich an dem Unternehmen nicht beteiligten. Er selbst kennzeichnet sodann die Eigenart seiner Mitarbeiter in einigen kurzen, kräftigen Sätzen, von denen hier ein paar Proben folgen mögen: „Theodor Däubler (geb. 1876), der Farbenfrohe, der Schwärmer in einer überströmenden Fülle von Eindrücken und ihren Gedankenreaktionen, schwingt sich leicht hin in berausenden, gleitenden Rhythmen. Alfred Döblin ist Baumeister in Drplid und fügt mit Berechnung phantastisch getürmte Burgen zu schwindelnder Höhe. Reiz der Fremde, Reiz der Spannung, männlich uner-bittliche Schlagkraft, eine heroische Wucht in der Versinnlichung seelischen Erlebens zeichnet seine dichterische Art aus.“ — „Will Kleinmann (geb. 1892) ist lebenshungrige Abenteurernatur, zu allen Streichen und Taten bereit. Jahrelanges Vagabundenleben in allen Erdteilen und in allen denkbaren Berufen herum hat sein Leben bereits zu einer Dichtung gemacht, die kein von ihm geschriebenes Wort wird erreichen können. Aber auch seine mit verblüffen-der Leichtigkeit hingeworfenen Skizzen in Prosa, Ausstrahlungen seines genialen Vagabundentums, verdienen als Symptome jüngster Erlebnisrichtung weitere Anerkennung.“ — „In Konrad Weiß (geb. 1880) Gedichten ringen sich derbe Körperkraft, kräftige Sinnenpracht, herber Trost, kindliche Scheu, leib-haftige Musik, köstliches Feingefühl und kindliche Einfalt aus unerhörter Geducktheit allmählich auf. — Josef Winkler (geb. 1881) rast und schäumt

¹ Rückkehr nach Drplid. Dichtung der Zeit, gesammelt und eingeleitet von Dr. Martin Rokenbach. gr. 8° (360 S.) Essen 1924, Fredebeul & Roenen. M 5.—

und hegt Massenbewegung der Sage in Aufruhr und Qual. Oder aber er stimmt den Hochgesang industrieller Zukunft an“ usw. (S. 11—17).

Schon hier ist man versucht zu fragen: Ist das die in Aussicht gestellte Klassik? Haben wir wirklich auf Grund dieser Charakteristik die gekennzeichneten Dichter als Herolde der neuen Richtung zu betrachten? Wenn ja, wo bleibt da die Geschlossenheit, Ruhe, Objektivität und Vollendung, die man sonst wohl mit dem Begriff „klassisch“ verbindet und die auch Nockenbach gegenüber der so gerne gerügten Formlosigkeit, Unruhe, Subjektivität und dem Fragmentarischen der Romantik als Ziel seiner Bestrebungen ankündigt?

Wer etwas boshaft sein wollte, könnte freilich antworten, daß Nockenbachs Schilderung seiner Mitarbeiter zum Lösungswort „Drplid“ gar nicht so übel paßt; denn dieser so einschmeichelnd klingende Name weist nach seinem Ursprung tatsächlich nicht auf ein Land der Schönheit, auf die Heimstätte ungestörten Friedens und klassischer Geschlossenheit hin, sondern weit eher auf das, was Nockenbach mit entrüsteter Geste ablehnt: auf „das romantische Schweifen ins Unendliche, Ungemessene“, auf das „ewig sehnstüchtige, drängende, monotone, weil unerfüllbare Anklopfen an das Paradies“.

Wie jeder Literaturkundige weiß, ist der Name „Drplid“ Eduard Mörikes Roman „Maler Nolten“ entnommen. „Der letzte König von Drplid. Ein phantasmagorisches Zwischenspiel“, nennt der Dichter selbst die dramatische Einlage im ersten Teil seiner Erzählung. Der Held des Stückes, der tausendjährige unglückliche König, den die Zauberkünste der Fee Thereile zu qualvollem Weiterleben auf der Insel Drplid zwingen, bietet ein Bild schauerlichster seelischer Zerrissenheit, des hilflosesten Jammers, des steten vergeblichen Sehnsens und Schmachstens nach dem Tode, welcher erst am Ende des Stückes den vom Götterfluch verfolgten Monarchen von seinen Qualen erlöst. Auch die Zeichnung der andern Personen des Spiels ist von klassischer Harmonie, Ruhe, Leidenschaftslosigkeit weit entfernt. Das ganze kleine Drama steht nach Inhalt und Form der Schauerromantik des jungen Tieck (Abdallah), ja selbst Hoffmanns „Eligieren des Teufels“ weit näher als den klassischen Erzeugnissen eines Goethe oder Schiller. — Drplid-Klassik erinnert also, wie man sieht, stark an die soeben gewürdigte literarhistorische Gleichung Hefeles: Romantik = Liberalismus!

Doch dies nur nebenbei; denn schließlich kommt es nicht auf Schlagworte und Namen an, sondern auf das Ziel und die Sache, und da besteht gewiß kein Zweifel, daß Nockenbach nicht nur eine große Wende zum klassischen Ideal prophezeit, sondern daß er vielmehr selbst mit dem Einsatz aller seiner Kräfte an der Verwirklichung seines Wunschbildes arbeitet. Diesem Ziel gilt sowohl die vorliegende Anthologie wie noch besonders die literarische Monatschrift „Drplid“, die seit Anfang dieses Jahres unter seiner Leitung erscheint (Verlag Eugen Kumer, Leipzig und Köln). Allerdings werden hier die Grenzen für die Mitarbeit noch weiter gezogen als in der Anthologie. „Alle in Wahrheit Schaffenden sollen in Drplid vorurteilsfrei in ihrem positiven Arbeiten zur Geltung und Würdigung kommen“, meldet die Verlagsanzeige des neuen Organs, und in einer Kundgebung der Schriftleitung heißt es: „Das Land der dichterischen Schönheit liegt breithin über allen Grenzen konfessioneller Enge. Klopffendes Leben der Zeit, soweit es sich dichterisch gestaltet hat, soll

vorurteilsfrei gesammelt und in der glühenden Eindringlichkeit des Brennspiegels weiter verschenkt werden“ (Drplid, Heft 1/2, 1924, S. 114).

In weltanschaulicher Hinsicht fallen in dem neuen Organ in der Tat alle Dämme und Schranken so gründlich, daß „neuheidnische und neukatholische Liebe zur bunten Fülle des gesamten Lebens“ (ebd. 113 f.) sich friedlich zusammenfinden, und daß neben Robert Grosche, Romano Guardini, Josef Wittig und andern Katholiken auch dem jüdischen Professor Oskar Walzel, dem schwärmerischen Pantheisten Kurt Kläber, dem bekannten Bolschewisten Ernst Toller, den leidenschaftlichen Vorkämpferinnen der extremsten Jugendbewegung Anne Gausebeck und Lisa Tegner hier eine Freistatt für die anscheinend ungestörte Werbetätigkeit zu Gunsten ihrer religiösen und sozialen Bestrebungen unter dem Losungswort „Drplid“ eingeräumt wird. Den Vorwurf der Propaganda zu weltanschaulichen Zwecken wird der Herausgeber vermutlich durchaus nicht gelten lassen; denn Dichtung ist ja nach seiner Auffassung nur heiteres Spiel „ohne Tendenz und Predigt“, ist „nicht Aufruf und nicht in Szene gesetzter Leitartikel“. Selbstverständlich soll auch keineswegs behauptet werden, daß Rodenbach persönlich eine weltanschauliche Werbetätigkeit beabsichtigt, aber es zeigt sich nun, was die Erfahrung aller Zeiten immer bestätigte, daß ein, wenn auch abgeschwächtes L'art-pour-l'art-Programm gar nicht praktisch durchführbar ist. Tatsächlich laufen auch in Drplid eine Reihe von Beiträgen auf die Propaganda für bestimmte außerkünstlerische Ziele und Bestrebungen hinaus. Man lese, um nur beim ersten Heft stehen zu bleiben, die Beiträge von Ernst Toller, Kurt Kläber, Karl Maria Weber und vollends den leicht verständlichen, völlig eindeutigen Prosabeitrag „Die literarischen Wegbereiter der Jugendbewegung“ von Lisa Tegner (S. 5—12), worin die Verfasserin die „genialen Vertreter“ der französischen Revolution, dann die bekanntlich sehr umstrittenen Musterpädagogen Wyneken und Blüher, diese „schöpferischsten Vertreter und Reformen“ der modernen Jugendbewegung, natürlich auch den „großen traditionslosen Amerikaner“ Walt Whitman und den „Prediger in der Wüste“ Friedrich Nietzsche in glühender Begeisterung feiert. Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse“ wie überhaupt seine und Whitmans Kritik an den bestehenden Gesetzen und Ordnungen war nach Lisa Tegner für die Jugend „der erste Weckruf, ein jauchzendes Frohlocken“! (S. 8.) Fast noch größer sind in ihren Augen Arno Holz und Richard Dehmel, und mit stolzer Zustimmung zitiert sie das Wort, das der letztere zu seinem eigenen Sohne sprach:

„Sei Du! sei Du! —

Und wenn dir einst von Sohnespflicht,

Mein Sohn, dein alter Vater spricht,

Gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht.“

Allerdings sind nach Lisa Tegners Ansicht alle diese Männer und ihre Bestrebungen heute schon überholt, die ganze Jugendbewegung ist für sie bereits „etwas Vergangenes, Überlebtes“ (S. 5). „Selbst die Wedekind- und Gerhart Hauptmann-Probleme, vor allem Wedekinds Frühlingserwachen sind nicht mehr brennend. Aber sie waren damals ‚Erstausgesprochenes‘, waren Förderer der Unzufriedenheit, sie stellten etwas hin, das die Frage auslöste: ‚Ist das gut so, daß es so ist, ist das richtig?‘ Sie übten Kritik an Kirche, Schule, Staat, Erziehung und Ehe. Diese Kritik wieder erregte zuerst den jungen Menschen und spornte ihn zum Bessermachen, zur Handlung an. Die

ganzen, von der Jugend mit heiligem Ernst aufgegriffenen Reformen und Antibewegungen sind mit darauf zurückzuführen“ (S. 9 f.).

Ich möchte nicht ungerecht sein. Es soll durchaus anerkannt werden, daß Drplid neben manchem Unerfreulichen auch viel Gutes, Tüchtiges, Schönes und Erfrischendes bringt, das nach Form und Inhalt die Kritik nicht zu scheuen hat. Aber: *Bonum ex integra causa, malum ex quolibet defectu*. Das bißchen Kritik, das der Herausgeber an den Beiträgen seiner Mitarbeiter in einem Nachwort zu üben wagt, ist ganz unzulänglich und erstickt in allzu reichlichen Weihrauchwolken. Es kommt hinzu, daß mit dem Hinweis auf die genannten Entgleisungen die Liste des Unerfreulichen in Drplid eigentlich noch lange nicht abgeschlossen ist. Das zweite Doppelheft, mit dem Thema „Gros in der Dichtung der Gegenwart“, dürfte bei kritischer Durchsicht noch mehr Anlaß zu Aussetzungen unter dem sittlich-religiösen Gesichtspunkt bieten als das erste, soll aber hier ebenso wie das dritte (Kindheitsdichtung der Gegenwart) nicht näher berücksichtigt werden. Schon wegen des knappen zur Verfügung stehenden Raumes kann es sich für uns nicht um eine eingehendere Würdigung der neuen Zeitschrift handeln, es genügt, den Finger auf eine Wunde gelegt zu haben, die sich für unsern katholischen Volksteil zu einer ernststen Gefahr auswächst, falls nicht entschieden an ihrer Beseitigung gearbeitet wird.

Diese unerquickliche Zuspitzung unserer literarischen Verhältnisse kommt allerdings für den aufmerksamen Beobachter ganz und gar nicht überraschend. Martin Rokenbach war bis vor kurzem Mitredakteur an der Literaturzeitschrift „Der Gral“ und wirkte dort längere Zeit sichtlich unter dem Einfluß seines ehemaligen freisinnigen Lehrers Dr. Karl Enders und des von ihm schrankenlos bewunderten jüdischen Professors Friedrich Gundolf (vgl. Gral, Februarheft 1923) in einer Weise, die auch der weitherzigste und gewandteste Interpret nicht mehr im Sinn des alten Gral-Programms hätte deuten können. Gegen Ende 1923 schied Rokenbach aus der Redaktion des Gral aus und gründete Drplid. Es erfolgte nun in Form von offenen Briefen eine zwar äußerlich zurückhaltende, sachlich aber um so schärfere Auseinandersetzung zwischen den beiden Schriftleitern (vgl. Gral, Januarheft 1924, und Drplid, Heft 1/2, S. 130 f.). In einem zweiten Artikel (Germania vom 28. Mai 1924) besprach der Herausgeber des Gral, P. Friedrich Muckermann, die neue Zeitschrift Drplid (der Gralartikel hatte sich mit der Anthologie und der bisherigen Tätigkeit Rokenbachs befaßt) und erklärte ohne Gereiztheit, aber rückhaltlos: „Was ich hier sehe, ist gerade das, was ich unmöglich machen wollte. Es geht mir natürlich nicht darum, Rokenbach seinen Katholizismus abzusprechen, aber derartige Tun eine ‚katholische Sendung‘ nennen, das mutet wunderbar an. In früheren Tagen machte sich der katholische Schriftsteller schon ein Gewissen daraus, wenn er nur mitarbeitete an nichtkatholischen Zeitschriften oder wenn er in nichtkatholische Verlage ging, weil er fürchtete, dadurch den Irrtum zu unterstützen. Wie weit sind wir heute von solchen Bedenken entfernt, indem wir nun schon katholische Zeitschriften aufmachen, die eine unser Heiligstes angreifende Literatur verbreiten und Autoren anschwärmen, für deren Ruhm der gesamte Freisinn in einer Front mit uns eintritt. — Dazu noch eine Erwägung: Wenn ein Katholik etwas ‚Modernes‘ aus irgend einem berechtigten Grunde lesen will, dann greift er doch, wenn er Urteil hat, nicht nach einer Zeitschrift,

die von Katholiken herausgegeben wird; wenn er aber kein Urteil hat, nun, dann kann ihm eine Zeitschrift nicht taugen, deren kritischer Apparat darauf verzichtet, etwa bei Hermann Stehr wenigstens auf manches hinzuweisen, was für den Durchschnittsleser unbedingt erforderlich ist. — Rothenbach nimmt für sich freiere Beweglichkeit in Anspruch. Ich will sie ihm nicht verkümmern, und kein Gralleter kann leugnen, daß ich in der Toleranz Jüngeren gegenüber in der von mir geleiteten Zeitschrift eher zu weit als zu eng gewesen. Es hat den pädagogisch erstrebten Zweck nicht erreicht. Freiere Beweglichkeit. ... Dem genialen Augustinus war ein Buch nicht mehr genehm, wenn es nicht den Namen Christus enthielt. 'Grabmäler und Totensäulen', so sagte Polykarp, 'sind mir die Menschen, die nicht von Christus reden.' Und der Meister selbst warnt vor der Welt und ihren Gefahren. 'Christliche Liebe zu allem Leben' ist ein schönes Wort, aber es muß sich reimen mit einem andern: Niemand kann zwei Herren dienen."

Womöglich noch schärfer ablehnend lautete das Urteil Richard v. Kralitz, der in Rothenbachs Anthologie und in dessen Zeitschrift „das Antigravprogramm in denkbar deutlichster Fassung“ erblickt (Das Neue Reich Nr. 37, 14. Juni 1924). Auch sonst wurde vielfach temperamentvolle Kritik an dem neuen Organ geübt, und in der Literarischen Beilage zum Bayrischen Kurier vom 28. April 1924 las man in einer mit -k chiffrierten Besprechung den Satz: „Man muß es doch sagen, selbst auf die Gefahr, als Philister angesehen zu werden, daß die Zeitschrift Drplid mit dem angekündigten Programm nicht weit kommt.“ Selbst in einigen nichtkatholischen Blättern wurden sowohl die Anthologie wie auch die neue Zeitschrift, freilich zumeist vom rein literarischen Standpunkt aus, recht ungünstig beurteilt. Über das erstere Buch schrieb Hans Sturm in der „Literatur“ (Literarisches Echo) Maiheft 1924: „Und zugleich möchte es Kritik üben“. ... Aber Rothenbachs einzelne Wertungen sind allzu spielerisch, seine ‚Einleitung‘, teils unklar geäußertes Wollen, teils Stichworthäufung nach Art der journalistischen Blikkritik, wirkt oberflächlich, zumal als Geleit einer solchen Sammlung. Derartiges Kompilieren ist weder dem Leser noch den Beiträgern von Nutzen.“ Andererseits fand Rothenbach, wie bei der weltanschaulichen Toleranz und Weite seines Programms zum vornherein anzunehmen war, auch manche Zustimmung, ja selbst enthusiastische Ermunterung aus den verschiedensten Lagern.

Es braucht wohl kaum besonders betont zu werden, daß nach ihrer ganzen Tradition die „Stimmen der Zeit“ bei aller Achtung für die gewiß von ehrlicher Begeisterung getragenen Absichten und Pläne des jungen Herausgebers der neuen Gründung, so wie sie bis heute vorliegt, ablehnend gegenüberstehen. Sollten die Bestrebungen Rothenbachs wirklich durchdringen, dann wäre es auch in unserem Lager um die schon heute mannigfach durchbrochene Geschlossenheit im Grundsätzlichen auf literarischem Gebiet gründlich geschehen, und der Mangel an sicheren Richtlinien und der Wirrwarr der Meinungen würden sich bei uns gerade so unerquicklich geltend machen wie anderwärts. Dann sollte man aber auch die einzig mögliche Schlussfolgerung aus der neuen Einstellung ziehen und inskünftig auf den beweglichen Appell an das katholische Gewissen, an Gemeinschaftsgefühl und Korpsgeist selbst bei der Weihnachtsreklame ehrlich verzichten.

Gegenüber solchen Erörterungen und Bedenken von folgenschwerster Bedeutung besigt die zu Anfang gestellte Frage, ob wir auf dem Gebiete des schönen Schrifttums und im Bereiche der literarischen Geistesströmungen überhaupt einer neuen klassischen Welle uns nähern, fast nur mehr akademisches Interesse, soll aber zum Schluß noch kurz beantwortet werden. Ausgeschlossen erscheint für die nächste Zukunft ein entscheidender Sieg der klassischen Denkweise und Auffassung, wie ihn Hefele und Rodenbach offenbar erwarten. Die Beobachtungen, die wir in den letzten dreißig Jahren mit dem so oft prophezeiten und innerhalb bestimmter Grenzen auch verwirklichten Wiederaufleben der Romantik machten, lassen wohl auch für die in Aussicht gestellte neue Klassik eine Schlußfolgerung zu. Wohl ist seit der Jahrhundertwende eine ganze Bibliothek von Romantik-Büchern und kleineren Romantik-Schriften erschienen. Wohl hat sich unsere Kenntnis jener großen, kulturgeschichtlich bedeutsamen Strömung nach allen Seiten hin erweitert, bereichert, vertieft. Wohl wurden selbst neuzeitliche Dichter und Künstler von der Bewegung ergriffen, wurden mannigfach angeregt, begeistert, befruchtet. Aber von einem Durchbruch und Triumph der romantischen Ideen und Bestrebungen auf der ganzen Linie, von einer neuromantischen Kulturperiode kann einstweilen noch lange nicht die Rede sein, und die geräuschvollste Phase der von dem heißen Sehnen nach der blauen Blume beeinflussten Zeitströmung, der Expressionismus, dieser entartete Sprößling eines ursprünglich gesunden Verlangens, steht anscheinend kurz vor dem Abschluß seiner unrühmlichen Laufbahn.

Für eine neue Klassik aber liegen die Bedingungen, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, noch weit weniger aussichtsreich; denn zu Gunsten der Romantik fielen gewichtig in die Wagschale die Volkstümlichkeit, Wucht und Leuchtkraft ihrer Ideen, die Freiheit und Weltweite ihres Strebens, nicht zuletzt die zeitgenössische Hinneigung zum Geheimnisvollen und Okkulten, zum Religiösen und Mystischen in jeder Form und Ausstrahlung. Das klassische Kunstprogramm dagegen und die von ihm beeinflusste Lebenshaltung werden immer nur das Ideal verhältnismäßig kleiner Kreise bleiben: das Ziel der Sehnsucht für einige zünftige Dichter und Formkünstler, das ihnen gemäße Thema für gesetz- und regelliebende Theoretiker, endlich und leider nicht selten der Aushängeschild für blasierte *L'art-pour-l'art*-Ästheten und leichte Modeliteraten.

Mois Stockmann S. J.